Blätter für Scherz und Ernst.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

№ 41. Sonntag den 23. Mai. 1847.

Der verhängnißvolle Nagel.

Erzählung aus der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts.

Von Gustav Nieritz.

(Fortsetzung.)

Eines Tages war Neit mit Matthäus im Garten beschäftigt, als die Nähter-Christel durch die Gartenthür, seit Neit's Anwesenheit zum erstenmal, eintrat. Matthäus zuckte erst freudig zusammen, dann aber erschrack er eben so schnell über Christel's Anblick; denn das hübsche Kind sah leidend bleich und wie verweint aus. Ein Taschentuch, das sie vor den Mund und die Wange hielt, ließ auf die Ursache ihres leidenden Zustandes schließen. Christel näherte sich mit kleinen zögernden Schritten dem jungen Gärtner.

„Guter Matthäus," hob das Mädchen angsthaft an, „ich komme bald von Sinnen vor Zahnschmerzen. Was rathet Ihr mir? Ob ich wohl den Zahn von dem fremden Doktor dort herausziehen lasse? Wird er es um ein Billiges thun und mich nicht zu sehr martern?"

Matthäus blieb dem Mädchen die Antwort schuldig. Der Gedanke war ihm fürchterlich, Diejenige, welche seinem Herzen so theuer war, unter den Händen eines Mannes zu sehen, welcher sich selbst zu morden beabsichtigt gehabt hatte. Ein reiner Engel in der Gewalt eines Tiefgefallenen!

Bevor er noch seine Gedanken kund zu geben vermochte, war Neit, welcher des Mädchens Anliegen errathen hatte, schnell herbei gekommen.

„Wir wollen nachsehen," sprach er, „wie der Jungfer zu helfen sey. Gehe Sie mit mir in das Gewächshaus und zeige mir dort Ihre Zähne.

Christel folgte stumm doch willig dem voranschreitenden Neit. Im Fortgehen drehte sie sich um und sah den Gärtner mit einem bittenden Blicke an, welcher, denselben verstehend, dem Paare nachwanderte.

Der erste Blick des Gärtners bei dessen Eintritte in's Gewächshaus fiel mechanisch auf den verhängnißvollen Nagel in der Rückwand, der zweite auf Christel, die bereits auf einem Schemel saß, ihren Kopf zurückbiegen und den Mund öffnen mußte. Der Arzt erblickte mit einem angenehmen Erstaunen hinter den rosigen Lippen des Mädchens zwei Reihen weißer Perlenzähne, wie sie ihm in seiner mehrjährigen Praxis noch nie vorgekommen waren an Reinheit, Ebenmäßigkeit und Schönheit. Nachdem er den schmerzenden Zahn gesucht und aufgefunden hatte, hob er an: „Liebe Jungfer, unverantwortlich würde ich handeln, wollte ich ein solch' seltenes Gebiß durch eine Zahnlücke schänden. Auch ist dazu ganz und gar keine Nothwendigkeit vorhanden. Ich hoffe, daß die Schmerzen durch ein anderes Mittel sich bannen lassen werden als durch ein Zahnausziehen."

Neit suchte hierauf unter seinen Sachen ein weißes Pulver hervor, von welchem er der Jungfrau eine Gabe auf die Zähne streute, worauf jene wirklich sofort Linderung verspürte. Auf ihre Frage, was sie dem Zahnkünstler schuldig sey, versetzte dieser lachend: „Das Wiederkommen, liebe Jungfer! Sind wir ja doch getreue Nachbarn."

Neit begleitete die Dankende bis vor die Thür und sagte dann zu Matthäus: „Einen wahren Schatz besitzt das Kind an seinen Prachtzähnen. Jedes Stück ist seine hundert Thaler und noch mehr werth. Ja, eine Königin gäbe wohl so viele Tausende dafür. — Wie gesund müssen alle Säfte dieses lieben Wesens seyn!"

Matthäus vernahm diese Aeußerung mit stiller Zufriedenheit, jedoch nicht ohne einen kleinen Zusatz von Eifersucht.

Bald nachher aber hatte Neit an wichtigere Dinge als an Christels's Perlenzähne zu denken. Als er nämlich eines Morgens in den noch jetzt in Antonstadt bestehenden Gasthof „zu den drei Linden" kam, um seine Dienste als Barbier und Wundarzt den eingekehrten Fremden anzubieten, traf er die Bewohner des Hauses in der größten Bestürzung an. Mädler, der dicke Wirth, stand mit kreideweißem Antlitze am Schenktische; seine Frau dagegen rang die Hände und machte ihrem gepreßten Herzen durch laute Klagen Luft.

„Wir sind ruinirte Leute!" rief sie aus, „warum gerade uns das Unglück treffen muß? Hätten wir nur diesmal keine Juden beherbergt! Nun haben wir die Noth auf dem Halse und den blassen Tod im Hause. Wer wird künftig wieder bei uns einkehren wollen? Sind nicht schon alle Gäste ausgerissen und unsere eigenen Leute dazu? Wie lange wird es dauern, so mengt sich die Regierung hinein, und unser Haus wird abgesperrt und wir dazu. Barbieren kommt Er, Herr Neit? Ach, Gott! hier gibt's nichts mehr zu barbieren. Wenn Er ein Mittel gegen den Tod wüßte!"

„Fehlt Ihrem Herrn Liebsten etwas?" fragte Neit, indem er den stummen Gastwirth betrachtete; „ein Aderlaß, he? Mit Verlaub, Herr Mädler, lasse Er mich Seinen Puls untersuchen."

„Nichts da!" rief die Frau; „oben, eine Treppe hoch, wohnt der Klappermann. Da liegen, Gott sey es geklagt — zwei polnische Juden, die zur Leipziger Ostermesse reisen wollten und haben die — Pest — wenn es wahr ist, sage ich. Aber, da es alle Welt behauptet und Niemand sich zu den Kranken hineintraut, und Alles, wie vor der Pest, in unserem Hause ausreißt, so muß man es wohl glauben. Ich wage nicht einmal hinaufzugehen, um weiße Wäsche zu holen, so sehr haben die Menschen Unsereinem Angst gemacht wegen der Ansteckung. Was gäben wir nicht darum, wenn irgend Jemand die Juden uns vom Halse und aus dem Hause schaffen wollte?"

Auf den Wundarzt schien diese Mittheilung einen mehr freudigen als erschreckenden Eindruck zu machen. Seine gebeugte Gestalt richtete sich empor, sein Antlitz wurde von einer freudestolzen Miene verklärt und seine Augen funkelten in kühner Begeisterung.

„Ha, Freund Matthäus!" murmelte Neit; „jetzt gilt's den Nagel auszuwetzen." Und laut fuhr er dann fort: „Mit Verlaub, Frau Mädler, wie lange ist's her, daß Sie die kranken Juden im Quartier hat?"

„Seit vier Tagen," versetzte jene, „und seit vorgestern Abend getraut sich schon Niemand mehr zu ihnen hinauf."

„Guter Gott!" sprach Neit mitleidig; „die armen Menschen! Wenn sie nun etwas benöthigt sind? In Fieberhitze liegen und nichts zu trinken haben? Wo liegen die Aermsten? Ich muß sie sehen?"

Frau Mädler prallte erschrocken zurück, als sie diese Worte vernahm. „Wie?" stammelte sie; „Er wollte wirk-

lich? Nun, die Juden liegen oben in der linken Eckstube nach dem Hofe hinaus. Aber dann komme Er uns ja nicht wieder zu nahe. Gebe Er," sie rief diese Worte dem schon Fortgehenden nach — „den Kranken ein Mittel ein, das sie bald einschlafen läßt und sie, wie uns, aller weitern Noth enthebt."

Neit stieg hinauf. Nach einer kleinen Weile kehrte er schnell zurück, holte aus der Küche und andern Orts herbei, wessen er benöthigt war, und eilte zu den Kranken wieder hinauf. Niemand trat ihm hindernd in den Weg, denn Alles floh vor ihm wie vor der Pest selbst. Als er nach längerem Aufenthalte wieder in die Gaststube trat, sprach er voll gerechter Entrüstung zu dem, vor ihm in einen Winkel gekrochenen Ehepaare: „O, Ihr herzlosen Menschen! Zieht Ihr nicht den meisten Gewinn von den polnischen Juden, die nur bei Euch einzukehren und einen schönen Thaler Geld aufgehen zu lassen pflegen? Und Ihr waret grausam genug, die Kranken ohne alle Hülfe zu lassen! Dem Verschmachten nahe fand ich sie bereits und welch' eine Blutschuld hättet Ihr auf Euer Haupt und Haus geladen, wäre ich nicht in dem entscheidenden Augenblicke hergekommen! Bald bin ich wieder hier; bis dahin lasset die Kranken in Frieden."

Neit begab sich in seine Wohnung — das jetzt von Gewächsen freie Gewächshaus — zurück.

„Ist's wahr," rief ihm sein Wirth entgegen, „daß die Pest in den „drei Linden" ist und daß Ihr bei den Pestkranken gewesen seyd?"

„Wiederum ist die geschwätzige Zunge schneller gewesen, als die helfende Hand," brummte Neit. „Ich versichere Euch, Freund Matthäus, daß Ihr nicht um ein Haar anders gethan hättet als ich. Denkt Euch! Menschen, es seyen Juden oder Christen, ohne allen Beistand zu lassen! Das Herz im Leibe wäre Euch zerschmolzen bei dem Anblicke, den ich hatte. Als ich in die Stube der kranken Juden trete, empfängt mich eine übelriechende Stickluft, so daß mein erster Gang nach dem Fenster hin ist, um den davor befindlichen Vorhang zu entfernen und einen Flügel zu öffnen. Bei dem Scheine des nun hereinbrechenden Tagelichts erblickte ich in der Mitte des Zimmers eine halbnackte Menschengestalt, die, von schmerzenden Beulen schrecklich entstellt, wimmernd und auf allen Vieren kriechend, die flehenden Wort hervorlallt: „Wasser! o nur einen Schluck Wasser!" — Ich hebe den langbärtigen Mann, den ein heftiger Fieberfrost abschüttelt, auf sein Lager zurück und hole vor allen Dingen den begehrten Trunk herbei; dann gehe ich an das weiter Nöthige. Ich mußte Alles in Allem werden: Heber, Leger, Kammerdiener, Krankenwärter, Stubenmädchen, Köchin, Arzt, Apotheker, Tröster, doch das Letztere nur für den einen Juden, sintemal der andere bewußtlos lag. Fortan werde ich wohl meine Zeit meistens bei meinen polnischen Juden zubringen müssen."

„Eure Hand her!" sagte Matthäus gerührt; „Ihr habt als barmherziger Samariter gehandelt. Doch woher nahmt Ihr den Muth, zu den Pestkranken zu gehen, die von Jedermann, selbst von Euren Standesgenossen, geflohen worden sind?"

„Wer mir den Muth gab, fragt Ihr?" entgegnete Neit; „Jener Nagel dort und dann Eure Vorwürfe! Zwar soll der Arzt selbst vor dem Teufel sich nicht fürchten, also auch nicht vor der Pest, obschon ich nicht glaube, daß diese die beiden Juden in Besitz genommen hat. Aber ich habe den Lindenwirth und seine Frau in der Meinung gelassen, weil sie außerdem im Stande wären, meine beiden Patienten hinaus auf die Straße werfen zu lassen. Ansteckend mag die Krankheit wohl seyn: darum habe ich mich auch geweigert, Euch die Hand zu geben, werde mich auch etwas fern von Euch halten, doch die Pest — nein, diese ist's nicht."

„Sie war es doch nicht!" wiederholt Neit nach zwölf Tagen, als er mit vergnügtem Gesichte heimkehrte und vor seinen Wirth und dessen jetzt völlig hergestellte Mutter trat. „Wißt Ihr's, daß meine Juden vorhin nach Leipzig abgesegelt sind mit frischem Winde und frischer Gesundheit? Geld habe ich freilich nicht von ihnen für meine Mühe bekommen, dagegen großen Dank, herzlichen Händedruck und das Versprechen, in Zukunft sich bei mir abfinden zu wollen. Herrn Mädler's Rechnung hatte fast all' ihr Reisegeld aufgehen machen und zu den Wechseln mochten sie nicht greifen wollen, wie ich vermuthe. Denn daß sie noch etwas sehr Werthvolles bei sich haben mußten, habe ich aus der großen Aengstlichkeit ersehen, mit welcher sie ihr Bettstroh bewachten."

„Eine gute That belohnt sich schon von selbst," sagte Frau Nischeck.

In seinem Schlosse zu Dresden saß der Churfürst von Sachsen und König von Polen, August der Starke, gefangen. Gefangen war Derselbe, der zinnerne Teller mit den Händen zusammenrollen, Hufeisen zerbrechen, Stierhälse auf einen Hieb durchtrennen und auf jeder Handfläche einen Menschen stehen zu lassen vermochte. Gefangen saß der Beherrscher mehrerer Millionen freier Unterthanen und zwar in den schlimmen Fesseln der — Krankheit. August II. saß wirklich, denn er hatte einen bösen Fuß, jedenfalls eine Folge seiner Unmäßigkeit im Essen, Trinken und Lieben. Nichts ist geeigneter, die menschliche Hoheit und Macht in ihrer Nichtigkeit erscheinen zu lassen, als Krankheit des Geistes oder des Leibes. August der Starke saß jetzt, ein schwacher, hinfälliger und hülfloser Mann mit einer Leidensmiene, in seinem weichen, vergoldeten Purpursessel und dachte seufzend der goldenen Tage seiner genußreichen Jugend. Theuer bezahlte Leib-Aerzte kamen und gingen wieder, ohne daß sie dem königlichen Patienten hätten helfen können. Man hatte des Königs Uebel für so gefährlich und bedenklich befunden, daß in einer Berathung der sämmtlichen Leibärzte die Frage aufgeworfen worden war, ob nicht die Wegnahme des kranken Fußes vom Körper durch die dringendste Nothwendigkeit geboten werde? Allein da die sächsischen Jünger Aeskulap's auf ihre alleinige Verantwortlichkeit zu einem eben so gewaltsamen als leidigen Mittel nicht schreiten wollten, so hatte man einen Eilboten nach Paris abgehen lassen, welcher der dortigen medizinischen Fakultät eine genaue Beschreibung über den Stand und die jetzige Beschaffenheit des königlichen Fußübels hinterbringen und eine Entscheidung der aufgeworfenen Frage verlangen sollte.

Natürlich wußte der Monarch nichts von der Gefahr, welche über seinem kranken Fuße und über seinem Haupte zugleich schwebte. Er duldete, litt und klagte. Seine Leute aber, welche jetzt keine guten Tage mehr bei ihrem Gebieter hatten, erschöpften sich in Trost- und Heilmitteln, welche sie dem hohen Kranken submissest in Vorschlag brachten.

Da geschah es eines Tages, daß mit des Königs Bewilligung ein neuer Heilkünstler in das hohe Krankenzimmer eingeführt wurde, und zwar zum größten Aerger der königlichen Leibärzte, welche sich, beobachtend und heimlich des Quacksalbers spottend, in einiger Entfernung aufgestellt hatten. Der Mann, welcher dem König rathen sollte, war nämlich kein Studirter, und wenn noch heut' zu Tage die Studirten mit mitleidiger Geringschätzung auf alle Nichtstudirten herabzublicken pflegen, so war dies damals noch weit mehr der Fall. Der neue Heilkünstler war aber Niemand anders als — unser Neit, welchen einer der königlichen Laquaien, auf die Kunde von der wunderbaren Herstellung der beiden Juden, seinem hohen Gebieter empfohlen hatte.

Neit sah sich nicht mehr ähnlich. Sein braunes Haupthaar war frisirt, gepudert, gelockt und endete hinten in einen schwarzseidenen Haarbeutel. Ein seidener Frack mit breiter Stickerei und kurze Beinkleider von demselben Stoffe und rehfahler Farbe hatten die Stelle des Düffelrockes und der grauen Tuchhosen eingenommen. Eine weiße lange Atlasweste mit ihren breiten Taschen umfloß den ganzen Leib bis zur Ungebühr und ein Degen mit weiß lackirter Scheide und stahlblitzendem Griffe hing wehrhaft an der linken Seite. Blaßblaue Seidenstrümpfe mit rothen Zwickeln und Schuhe mit breiten, silbernen

Schnallen schmückten das Untergestelle des Wundarztes, welchem nichts übrig geblieben war, als sein etwas kupferfarbiges Antlitz und der weit ausgreifende Paßgang, mit dem er sich in Begleitung seines Gönners, jenes anrathenden Laquai's, dem Könige nahete. Aber Neit's Miene war eine finstere, ja Zorn verrathende; seine Stirn hatten drohende Falten überzogen und seine zusammengekniffenen Lippen schienen nur mühsam schweigen zu wollen. So trat er vor den König hin, welchem er eine unbeholfene Verbeugung machte.

August II. heftete einen Blick, in welchem sich Schmerz mit Verdruß paarte, auf den neuen Leibarzt, wendete dann das Antlitz abseits und streckte ächzend das kranke Bein vor, welches ein geschäftiger Diener von seinen mannigfachen Hüllen, Umschlägen und Pflastern zu befreien strebte, um der ärztlichen Untersuchung Vorschub zu leisten.

Indessen hatte Neit Zeit gehabt, seinen Monarchen, den er zum erstenmale und noch dazu in solcher Nähe sah, aufmerksam zu betrachten. Hätte dieser eine goldene Königskrone statt der weißen Nachtmütze auf dem Haupte, einen Scepter statt des Krückenstocks in der Hand getragen, als gewappneter Krieger mit dem Feldherrnstabe in der Rechten auf einem Streitrosse, wie er in Dresden's Neustadt in Erz abgebildet ist, anstatt auf dem Krankenstuhle gesessen, gewiß, Neit würde — dies sey zu seiner Entschuldigung gesagt — nicht gewagt haben, zu sprechen, wie er in Wahrheit jetzt sprach.

Beide Arme lang ausstreckend und starr auf die Stickerei der Aermel wie auf die Spitzenmanschetten blickend, hob der Wundarzt mit bitterm Tone an: „Nun, Ihr schönen Kleider! so sprecht und rathet doch, wie der königlichen Majestät da zu helfen sey! Ihr schweigt? Wollt nicht rathen? Na, wie wird's? Bezeigt Ihr keinen Respekt vor Eurem hohen Herrn?"

Wer malt hier das Erstaunen, wie den Schreck sämmtlicher Anwesenden bei dieser unehrerbietigen Sprache des Heilkünstlers? Absonderlich trauten die Höflinge ihren durch Schmeichelei verwöhnten Ohren nicht, indeß die Hofmedici schadenfroh die Hände in ihren Rocktaschen rieben.

Selbst der König geruhte über eine solche, noch nie vernommene Rede in ein allerhöchstes Staunen zu gerathen, welches sich durch einen Zornesblick auf den Sprecher, durch eine abwehrende Handbewegung und durch die hastig gesprochenen Worte: „Fort, fort mit ihm!" — kund gab.

Der Hände viele waren hierauf bemüht, den gröblich aufgetretenen Wundarzt aus dem königlichen Krankenzimmer zu entfernen und in ein Seitenkabinet zu versetzen. Als hier alle mit Vorwürfen auf den Schweigsamen einstürzten, platzte bei diesem die längst schon im Innern flammende Bombe. (Schluß folgt.)

Eine Pfeife Tabak.

Der alte Feldmarschall Fürst Blücher von Wahlstatt war ein geborner Mecklenburger, und seine Geburtsstadt ist Rostock an der Warnow, wo auch jetzt sein ehernes Standbild auf dem Blücherplatze schon seit 20 Jahren zu sehen ist.

Der alte Haudegen liebte außer seinen wackeren „Jungen", wie er seine Reiter nannte, bekanntlich drei Dinge über die Maßen: ein Glas Wein, das Spiel und eine Pfeife Tabak. Wein und Spiel mußte er sich nicht selten versagen, wenn er, trotzdem, daß er Feldmarschall war, eben kein Geld hatte, was ihm ungefähr eben so oft passirte als einem lustigen homme de lettres, und in solchen Stunden pfiff er seinen Leibmarsch, gähnte und fluchte ein Bischen, blieb übrigens aber guter Dinge. Jedoch seine Pfeife Tabak hätte er nicht missen können, die mußte er haben, mindestens ein paar Züge, bevor er irgend Etwas unternahm. „Ohne Tabak bin ich keenen Groschen nütze!" sagte er oft, und seine lange Gefangenschaft in Lübeck schrieb er bloß dem Umstande zu: „daß er damals nich eene elende Pipe Tabak mehr besessen habe."

So sehr aber der alte „Vorwärts" den Tabak liebte, so war er durchaus kein Liebhaber von kostbarem Pfeifengeräth, und am liebsten rauchte er aus einer langen holländischen Thonpfeife, welche bekanntlich ein höchst zerbrechliches Instrument ist. — Aus diesem Grunde hatte er denn unter seinen „Jungen" sich einen eigenen „Pipenmeister" erwählt, der die Aufsicht über eine lange Kiste wohlverpackter Thonpfeifen führte, das kostbarste Stück der Blücher'schen Feldequipage. Zerbrach eine der Pfeifen, so war das ein Ereigniß, das für unsern alten Helden vielleicht mehr Wichtigkeit hatte, als ein kleines Scharmützel mit dem Feinde. Es ward in solchen Fällen die „Blessirte" genau untersucht, war der Stiel nicht knapp am Kopf abgebrochen, so ward sie in's Corps der Invaliden versetzt und bekam den Namen „Stummel". Eines solchen Stummels bediente sich der Feldmarschall gewöhnlich auf Marsch- und Recognitionsritten, und gar mancher „Stummel" ist ihm, wie Augenzeugen versichern, von feindlichen Kugeln vor dem Munde weggeputzt worden, so daß er das Ende vom Stiel davon im Munde behielt.

Blücher's „Pipenmeister" zur Zeit des Befreiungskrieges war ein Mecklenburger, ein Rostocker, wie Blücher selbst, und diesem über alle Maßen ergeben. Niemand kannte so alle kleine Eigenheiten des alten Helden, als Christian Hennemann, und keiner wußte sich so d'rein zu schicken. Sein eigentliches Amt als Pipenmeister verwaltete Hennemann mit größter Treue und einem fast fanatischen Eifer; die Kiste mit den Pipen war sein höchstes Gut, und der wäre seines Lebens nicht sicher gewesen, der sie beschädigt oder den Versuch gemacht hätte, auch nur einen Stummel daraus zu entwenden. Hennemann wußte genau, wie viele complete Pfeifen, Blessirte (an welchen bloß ein Theil des Stieles fehlte) und Stummel die Kiste enthielt, und zählte sie alle Sonnabende, wie ein Geizhals seine harten Thaler, und gerieth schier außer sich, wenn er unter den Blessirten eine fand, die nicht einmal mehr zum Stummel tauglich erschien.

Es war die Gewohnheit des „Alten", vor jedem ernsten Angriffe sich eine lange Pfeife stopfen zu lassen, aus dieser rauchte er ein paar Züge, gab sie sodann noch brennend seinem Hennemann, setzte sich im Sattel zurecht, zog seinen Säbel, und mit dem kräftigen Ruf: „Vorwärts, meine Jungen!" stürmte er auf den Feind los und schlug, bis Nichts mehr zu schlagen war.

An jenem ewig denkwürdigen Morgen der Schlacht bei Belle-Alliance hatte Hennemann seinem Gebieter eben die Pfeife dargeboten, als eine Kanonenkugel dicht neben ihm in die Erde schlug, so daß Erde und Gries ihn und seinen Schimmel über und über bedeckten. Der Schimmel machte einen mächtigen Seitensprung, und die schöne, neue Pfeife zerbrach, ehe der alte Held noch einen Zug daraus gethan hatte.

„Stoppe mich eene neue Pfeife, brenne sie mich an und warte hier eenen Ojenblick uff mich, ick will bloß die französischen Irobians mal jagen! Vorwärts, Jungens!" und damit ging es vorwärts und immer weiter, so daß die Jagd nicht „eenen Ojenblick", sondern einen ganzen heißen Tag währte. Endlich war die Schlacht geschlagen, bei dem zerschossenen Wirthshause Belle-Alliance trafen sich die befreundeten Sieger, Blücher und Wellington, und wünschten einander Glück zum großen gelungenen Werke.

„Deine Burschen hieben ein wie die leibhaften Teufel?" sprach Wellington.

„Ja, siehst Du, des ist ihre Sache," erwiederte Blücher, „aber ob eener unter ihnen so fest und ruhig dastehen würde im Kujelregen, wie Deene Schotten, des weeß ick denn doch nich, so brav sie och immer sind."

„Es sind gute, disciplinirte Leute!" erwiederte Wellington und erkundigte sich dann nach Blücher's früherer Stellung, die es möglich gemacht, einen so meisterhaften

und in seiner Wirkung für den Feind so verderblichen Angriff auszuführen. Blücher, der, wie gut er d'reinschlug, doch nicht besonders stark im Schildern geschehener Thaten war, sprach: „Nun, ich stand nich weit von hier, uff eener mit Busch bewachsenen Anhöhe, und wir können ja jleich hinüberreiten, deß Du Dir des Ding ansiehst." Damit gab er seinem Schimmel die Sporen, Wellington folgte ihm, und bald erreichten sie mit ihrer Begleitung den Platz. Es war Alles leer auf der Stelle, aber wo Blücher diesen Morgen gehalten hatte und von wo aus er ausgeritten war, stand ein Mann, das Haupt verbunden, den einen Arm mit einem Tuche umwickelt, und rauchte aus einer blendend weißen, langen Thonpfeife. Blücher stutzte einen Augenblick und rief dann: „Donner noch mal! des ist ja meen Christian Hennemann. Kerl! wie siehst Du aus und was machst Du hier?"

„Kommen Sie endlich?" versetzte mürrisch Christian Henneman; „den ganzen Tag habe ich hier gestanden und auf Sie gewartet, eine Pfeife nach der andern haben mir die verwünschten Franzosen vom Maule weggeschossen, einmal hat mir sogar eine bleierne Bohne ein Stück Fleisch vom Kopfe weggerissen, und die Faust da wird mir wohl zum Teufel gehen. Das ist die letzte ganze Pfeife, und es ist nur gut, daß die Geschichte mit dem Schießen endlich aufhörte, sonst hätten sie mir diese am Ende auch noch weggeputzt, und Sie könnten jetzt mit trocknem Munde dastehen." Damit reichte Christian Hennemann seinem Herrn die brennende Pfeife, die dieser nahm, und indem er behaglich dampfte, entgegnete er: „Es ist wahr, ick hab' Dir lange warten lassen, aber siehst Du, die Kerle wollten heute nicht so jleich loofen."

Wellington hatte mit Verwunderung dem Gespräche Blücher's und seines Dieners zugehört, er blickte bald auf den Feldmarschall, bald auf den Pfeifenmeister, bald auf die am Boden verstreuten Kugeln und Baumäste, die es deutlich bezeugten, welch' ein gefährlicher Posten dieser Punkt während der Schlacht gewesen war. Die Kopfwunde des Mannes erwies sich bedeutend, seine Hand war völlig zerschmettert, und doch hatte er da gestanden und geruht und seinen Herrn erwartet, mitten im fürchterlichsten Kugelregen.

„Du lobtest meine Schotten," sprach Wellington zu Blücher, „daß sie so brav gestanden hätten? was sagst Du denn zu diesem Deinem Manne da?"

„Er ist aus Rostock," versetzte Blücher trocken, und übrijens hatte der Kerl immer eene Pfeife Tabak zur Hand, da muß er sich doch hier janz jut befunden haben."

Miszellen.

Mirabeau's Urtheil über das Duell. Wir haben unsern Lesern vorgelegt, wie der große Kaiser Joseph über das Duell urtheilte. Eben so schlagend ist Mirabeau's Urtheil. Als Mirabeau durch sein Auftreten im Convent der Gegenpartei immer furchtbarer wurde, versuchte diese, sich seiner dadurch zu entledigen, daß 50 Edelleute aus den ältesten Geschlechtern, meistens Offiziere, ihn zum Duell forderten. Er — Graf, Abkömmling einer der ältesten adeligen Familien, dessen Vorfahren seit Jahrhunderten in der Armee gedient, der selbst mit Ruhm gefochten — nahm die 50 Ausforderungsbriefe mit in den Convent und rief, indem er bei der Erzählung des Vorgangs sie auf den Tisch warf: „Mein Kopf ist dem Vaterlande mehr werth, als fünfhundert solcher Pflastertreter! — Der Moniteur mag meine Antwort auf diese Wische ihren Schreibern und der Nation verkünden."

Die Rede, welche Sandwirth Andreas Hofer am 15. August 1809 nach seinem Einzug zu Innsbruck an die Bevölkerung Innsbruck's hielt, lautete: „Nu, grüß Euk halt Gott, meine liebe Sprucker! Weil ös mi durchaus zum Oberkommandanten habt's g'wöllt hab'n, so bin i holt do. — Es seyn aber mit miar a no viel Andere do, die koane Sprucker seyn. — Alle, dö meine Waffenbrüder seyn wöllen, dö müß'n für Gott, für Kvaser und Vaterland als tapfere, brave und rödli Tyroler streiten. — Die dös nit thuen wöll'n, sollen nur lieber glei hoamzieh'n. — Meine Waffenbrüder soll'n mi nit verlassen, — i wear Euk a nit verlass'n, so wohr i Andre Hofer hoass'n thue. — Nu, g'sogt hob i Euks, g'söge habt's mi, — so b'hüt Euk halt Gott!"

Seltene Ehrlichkeit. Ein Wechselagent in London hatte mit einem Fabrikbesitzer daselbst zwei Monate vor seinem Tode gewettet. Plötzlich erschien nun der Wechselagent bei der Wittwe des Fabrikbesitzers und erklärte, ihr Mann habe mit ihm eine Wette von 1000 Pfund Sterl. gemacht, die verloren sey, und er komme daher, um sich zu erkundigen, ob sie entschlossen sey, die von ihrem verstorbenen Manne auf sein Wort eingegangene Wette zu halten. Die Frau nahm augenblicklich das Portefeuille und wollte die Summe aufzählen; aber der Wechselagent hielt sie zurück und sagte: „Da Sie der Meinung sind, Madame, die Wette habe zu gelten, so sind hier die 1000 Pfund; ich habe die Wette verloren." — Ob wohl solch' ein Mann, als Rarität des Jahrhunderts, nicht schon bei Lebzeiten ein Monument verdient!

Wohl zu beachten! — Der Bürgermeister eines Landstädtchens hat sich die Mühe gegeben, mit Hülfe eines Magistratsbeamten sämmtliche Hunde in der ganzen Gemeinde zu zählen. Die Gemeinde hat 502 Hunde. In dieser Zahl sind die nützlichen Hunde der Fleischhauer, Hirten, Feldhüter ꝛc. nicht mitbegriffen; also 502 gefräßige Thiere, welche durchaus unnütz und nur Gegenstände einer albernen Liebhaberei sind. Dieselbe Gemeinde hat 163 Arme, und der treffliche Bürgermeister ist der Meinung, „daß die Nahrung, welche von den unnützen Hunden aufgezehrt wird, zur Ernährung der Armen hinreichen würde!" Diese Bemerkung würde auf größere Städte gewiß mit noch größerem Rechte angewendet werden können.

Fatalitäten durch Schläfrigkeiten. Ein Gentleman in London — so erzählt der „Punch" — ging diesen Winter in sein Schlafzimmer, um sich zur Abendgesellschaft anzukleiden, welche er in seinem Hause geben wollte. Er setzte sich in den Armstuhl vor das Bett, wo er sich vor dem Schlafengehen gewöhnlich auskleidete; — da überwältigte ihn die Schläfrigkeit. Er setzte seine Nachtmütze auf, zog seine Nachtkleider an und legte sich in das Bett, in dem er bald einschlief. Als die Musik Quadrillen u. s. w. zu spielen anfing, sprang er aus dem Bette und lief, wie er war, in das Gesellschaftszimmer, um nachzusehen, woher der Lärm und das Geräusch komme. Welchen Scandal, welches Gelächter es da absetzte, kann sich der Leser selbst denken.

In Frankreich ist es ein theures Abenteuer, einem Manne seine Frau zu entführen. Wie der „Charivari" erzählt, hatte sich ein junges hübsches Weibchen in einen jungen Mann verliebt, und beide flohen mit einander, aber die Behörden spürten sie aus und brachten die Ungetreue zu dem Manne zurück, der den Entführer verklagte und 40,000 Franken Schadenersatz verlangte. Das Gericht fand nun diese Summe zwar zu bedeutend, verurtheilte aber den Entführer zu 10,000 Franken Schadenersatz, oder zehnjähriger Einsperrung, wenn er nicht zahle. Dignum et justum est!

„Elisa, das Weib wie es seyn soll", hat bereits die siebente Auflage erlebt. Ein Beweis, daß das Weib, wie es seyn soll, noch immer gesucht wird.